

chen und nahm den wilden Hainz. Obwohl jede andere Dirne mächtig geschaudert, und ihre Lebenstage im Weinen zugebracht haben würde, so hatte doch Kunigunde sich in die Launen ihres Eheherrn zu schicken gewußt, ihn doch auch wegen seiner Freygebigkeit geschätzt.

Hainz lebte nun schon beynah zwey Jahre in Ruhe, befehlete keinen Ritter, beraubte keinen Pilger, als er eines Tages ohne Begleitung in den nahen Forst ritt, um sich von seiner letzten Krankheit, die ihn bald dem Tode überliefert hätte, ein wenig zu erholen. Er wählte sich sicher, weil alles ruhig zu seyn schien; nur sein Horn, nach dessen Ton sich seine Reifigen zu richten pflegten, und ein Jagdschwert hing an seiner Seite; er betrachtete eben einen vom Donner zerschmetterten Eichstamm, als er von einigen Knappen, die aus dem Hinterhalte hervorsprengten, angegriffen wurde. Rasch zog er sein Schwert, vertheidigte sich so gut er konnte, allein die Übermacht war zu groß, er hatte keine Rüstung; und schwer verwundet sank er zu Boden.

Pöblich sprengte Winfried, ein junger Knecht, durch den Forst und sah Hainzen schon entwaffnen und binden, als er wie ein Blitz unter die Siegenden stürzte. Hart war der Kampf; schon fiel einer von seiner Hand, die übrigen zwey flohen; Winfried, vom Zorn entflammt, jagte ihnen nach; eben hatte er den Besten erreicht und führte einen derben Streich nach ihm, als er unter schreckenvollem Donnergebrülle: Winfried! rufen hörte. Staunend blickte er umher, fürchterlich rollten seine Augen, und wie eine Bildsäule stand er da, als er einen Greis vor sich erblickte, der einen Dreyack in seiner Rechten hielt; ehrwürdig